

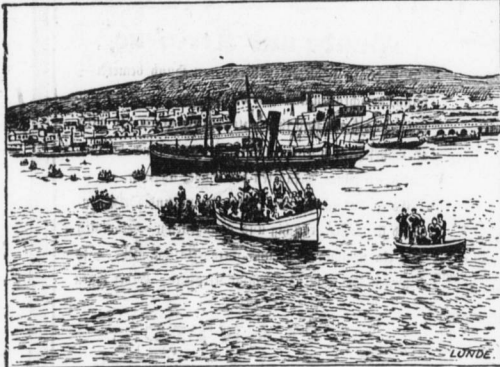
Grausiges Kriegsbild.

Italienische Darstellung der Kämpfe um den Götzer Brückentopf.

In der italienischen Zeitung „Corriere della Sera“ gab vor einiger Zeit der Kriegskorrespondent Luigi Barzini erschlauernde Darstellungen über einzelne Episoden aus den furchterlichen Kämpfen um den Götzer Brückentopf, besonders von jenen auf den Höhen des Sabotino. Barzini wird darin unwillkürlich zum Herold des beispiellosen Heldentums der Oesterreicher. Er schreibt:

besjenigen herab, der hier seinen Weg hinaufnimmt. Und überall trifft man auf Mühen, Tornister, burchlöcherne Helme, stolpert man über zahllose Patronenhüllen.

Oft heißt es haltmachen, um die Bahnen mit Verwundeten vorüber zu lassen. Manah einer geht auch allein zum Verbandplatz hinunter mit rauchgeschwärztem Gesicht und blutbespatter Uniform, aber gefaßt und ohne



Lenedos. Stadt und Insel im ägäischen Meer.

„Alles spricht vom Tod auf dem Sabotino, diesem grimmigen Menschenfresser unter den Bergen, von dem das Bombardement eines ganzen Jahres die Oberfläche derart angefüllt hat, daß er, zermürbt und gerothet, von der leblosen Farbe kalziger Knochenmassen an jene schauerlichen Berge der alten Buddha-Religion erinnert. Der milde und blutige Kampf hat alle seine Phasen in den Stein geschnit-

Jammern, weil es ja diesmal gut ging. Ein Wirbelsturm von Schrapnell peitscht die steil nach Salcano abfallende Flanke des Sabotino auf. Die bürren Hölzer haben Feuer gefangen und dichter schwarzer Rauch wirbelt vom Gipfel auf.

Auf dem Gipfel, den man nach mehr als zweifelhafte Wanderung erreicht hat, haben etwa 600 Beschießene wie ein Erdbesen gewirkt. Nur wenige Leichen sieht man hier. Der steile graue Hauptgipfel, die Höhe 602, leistete erditterten Widerstand. Auf alle Aufforderungen, sich zu ergeben, antworteten Flintenschüsse. Das war die größte Höhle des Berges, die einer starken Besatzung der Oesterreicher auf dem Sabotino zum Aufenthalt diente. Den ganzen Tag, die ganze Nacht und noch lang bis in die andere Tag hinein war ihr nicht bezugommen. Als alle mündlichen Aufforderungen nichts halfen, wurde ein Maschinengewehr vor die Öffnung der Höhle gebracht. Die Schüsse fielen hinein, die Wirkung blieb aus. Die Schüsse trafen nur den Stein. Da man mit Feuer nicht zum Ziel kam, sollte der Rauch helfen. Der Höhleneingang wurde mit Petroleum befüllt und angezündet. Die Flammen trafen sich im Innern der Höhle weiter, aber noch mehrere Stunden leistete die Besatzung der Höhle Widerstand. Zurückgeschlagen durch den mörderischen Hagel ihrer Maschinengewehre, bildeten sich die Unkrigen immer wieder von neuem.



Die russische Kirche in Pulkarew.

ten. Auf steilen und gewundenen Pfaden windet sich der Weg hinauf durch enge, enbloße, altemberaubende Felschadde. Hier und da zusammengeklümmerte Steinmassen, zerbrochene Gewehre, blutige Leichen, die mit dunklen Strichern die Felswand zeichnen. Von oben her hängen die Reitzergend eines Toten auf den Kopf

Auch unsere anderen Truppen, die Pogora umgangen hatten, standen unter dem Feuer der feindlichen Artillerie. Der Kampf war blutig. Bei jedem Ansturm blieben die Leichen in den Drahtverhaken und am Rande der Schützengräben hängen. Doch fühlte man, daß die Gewalt des Widerstandes allmählich nachließ. Gegen Mittag des dritten Tages berei-

tele sich ein besonders heftiger Angriff vor. Da plötzlich verschwand vor den Augen der Soldaten die grüne Waldmauer; sie stürzte die andere Seite des Berges hinab. Aber da, wo von den Geschüßen der Wald noch unversehrt geblieben war, lauerte der Feind im dichten Gebüsch; dicke Drahtgnet hemmten den Schritt. Die ersten Reihen blieben samt und sonders daran hängen, und die Maschinengewehre hatten nur auf diesen Ausblick gewartet.

Und dann war der Jonzo zu überschreiten. Bis zur Brust im Wasser, machten unsere Soldaten unerhörte Anstrengungen, das gegenüberliegende Ufer zu erreichen. Die Oesterreicher bereiteten sich aus den Wohnungen, vertrieben aus allen Fenstern. Ringsum ist das Schlachtfeld mit verbogenen Eisenstangen, nicht explodierten Luftminen und Handgranaten, überall herumliegenden Balken, Scherben und Trümmern bedeckt. Die schöne Straße, die von dem vollständig weggerosteten Lucino zu den Schützengräben heranzuführt, ist von Grün überwuchert. Seit 15 Monaten hat kein menschliches Wesen sie betreten. Sie war es, die gewissermaßen die Schwelle für den andern, unbekanntem Welt darstellte.

Wer seinen Fuß daraufsetzte, war ein Kind des Todes.

Die Türkei als Militärmacht.

Wenn es schon schwierig ist, die Seeresstärke der europäischen Länder, die alle ihre militärischen Männer einberufen, zu schätzen, so ist dies der Türkei gegenüber, bei der keine genauen Angaben der Einwohnerzahl vorliegen, geradezu unmöglich. Wenn man annimmt, daß eine mobilisierte Armee gewöhnlich zehn Prozent der gesamten Einwohnerzahl repräsentiert und wenn man weiter annimmt, daß die Türkei nach verlässlichen Statistiken 20 Millionen Einwohner besitzt, so müßte ihre Heer sich auf 2 Millionen belaufen. Von diesen sind jedoch die Verluste abzugiehen, die Unzulänglichkeiten, die Diszipliniertheit, so daß wir gar nichts Bestimmtes ange-

bräunlich grau, die ehemalige Kopfsbedeckung, die sich sehr schön ausnehmende, aber unpraktische Strachmütze ist nur für die Offiziere beibehalten, bei den Truppen dagegen durch eine Art Helm ersetzt worden, dem deutschen Helm ähnelnd, aber ohne Metallschmuck, statt dessen mit einem gerollten Stoffstück versehen, das heruntergelassen, Kopf und Nacken völlig schließt. Das ganze aktive Heer ist mit vervollkommenen Mauerergeräten bemastet.

In einem Lande, wo die Eisenbahnen spärlich und die Wege oft schlecht sind, bietet die Truppenverpflegung große Schwierigkeiten, denen man durch die Einführung sehr leichter, den Umständen angepaßter Trainwagen nach dem Typus der im Lande gebräuchlichen Fuhrwerke begegnen konnte, hauptsächlich aber durch die Einführung zahlreicher, gut ausgerüsteter Kolonnen von Saumtieren, was angesichts des zahlreich vorhandenen Pferde- und Mauleselmateriale nicht schwierig war.

Die Kadets der Armee sind nun vollständig, obwohl es nicht wenig sagen wollte, für so große, nach modernen Prinzipien neu organisierte Truppenmassen die nötigen Offiziere heranzubilden. Für die Rekrutierung der Offiziere ist das deutsche System eingeführt worden; sie setzen sich jetzt nicht mehr aus ehemaligen Unteroffizieren zusammen, sondern einzig aus jungen Leuten, die, der militärischen Laufbahn bestimmt, besondere Schulung durchgemacht haben. Eine große Neuerung bildet die Schöpfung von Reserveoffizieren, eine Auswahl der gebildetsten und patriotischsten jungen Männer, die ebenfalls eigens geschult werden. Die Ergebnisse sind sehr befriedigend. Diese neuen Offiziere stehen denen der aktiven Armee in nichts nach und bringen ein frisches und sehr nützliches Element in dieselbe.

Es gibt, wie man weiß, im türkischen Heer eine ziemlich große Anzahl deutscher Offiziere. Ein kleiner Teil von ihnen ist eingereicht und kommandiert über Truppeneinheiten, die anderen, d. h. die meisten von ihnen, sind mit besonderen technischen Auf-



An der Tiroler-Front. Ruhestündchen.

ben können, höchstens feststellen, daß sich an allen Fronten starke Armeen befinden, im Innern des Landes zahlreiche Meserren, und daß alle Lager und Kasernen gepöppelt voll Mannschaften sind. Bei der Rekrutierung ist man scharf vorgegangen, besonders auf dem Lande, wo infolge dessen Mangel an Arbeitskräften herrscht.

beim betraut, bei der Luftschiffahrt, fion Telegraph u. s. w. Was man auch immer gesagt haben mag, so sind die Beziehungen zwischen türkischen und deutschen Offizieren gut, wie man es bei den Manövern oder beim

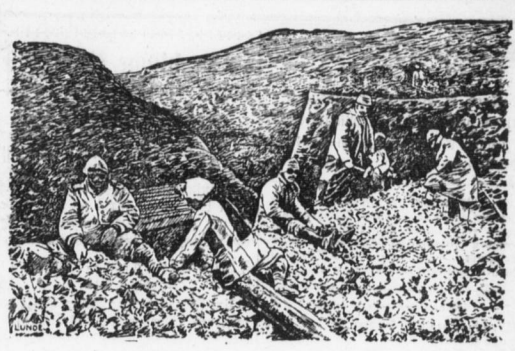


Mezel Andrejewitsch Kollikow, der russische Kriegsminister.

Spaziergang beobachten kann. Sie pflegen gute Kameradschaft, da sie befrüchten haben, daß sie durch ihre freundschaftlichen Einvernehmen ihren respektiven Vändern wichtige Dienste leisten können.

Man hat viel über die große Anzahl deutscher und österreichischer Truppen, die sich in der Türkei befinden sollen, geredet. Doch ist dies unwahr, und diejenigen, welche erzählten, die Konstantinopler Garnison bestände hauptsächlich aus deutschen Soldaten, weil die Regierung den eigenen nicht trauere, beweisen einfach, daß sie selbst nicht dort waren. Gerade das Gegenteil trifft zu. Man sieht in Konstantinopel nur sehr wenige deutsche Militärs und diese nur vereinzelt, meistens Techniker, die sich nach den verschiedenen Fronten begeben, aber selten hier aufhalten.

Dagegen gibt es an den Fronten einige deutsche und österreichische Einheiten, hauptsächlich technische Truppen, jedoch in geringer Zahl, da die Zentralmächte ihrer an den großen Kriegsschauplätzen selber bedürfen. So sind es sogar die Türken selbst, die ihnen gegenwärtlich Verstärkungen senden, wie z. B. nach Galizien.



Im Westen. Deutsche Soldaten klopfen Steine, die zur Ausbesserung der Straßen gebraucht werden.

Weibliche Tapferkeit.

Schneid der in der Schweiz wohnenden Mutter eines Feldgrauen.

In einem schönen Ort am Rhein im Werdenergebirge lebt eine deutsche Familie, die drei Söhne im Felde hatte, wovon die beiden jüngsten so schwer verletzt wurden, daß sie zwar mit dem Leben davon kamen, für ferneren Waffendienst aber unfähig sind. Der älteste kämpft seit Kriegsbeginn sozusagen ununterbrochen an der französischen Front und blieb glücklicherweise bisher unverletzt. Der brave Krieger — der nebenbei bemerkt mit vollem Respekt vom französischen und englischen Feinde redet — hatte nun 14 Tage Erholungsurlaub, weil seine Nerven ruckartig mitgenommen sind. Leider wurde ihm die Bewilligung zu einem Besuche in der Schweiz, seine zweite Heimat, nicht erteilt, weil in letzter Zeit die Fälle von Sabotage sich häufen. Er begab sich nun zu den Bundesgenossen nach Feldkirch, eine Reise, die bei der engen Waffenbrüderschaft Deutschlands mit Oesterreich gerne gestattet wird. Dort hoffte er nun, die Erlaubnis zu erhalten, schnell nach seinem Wohnort hinüber zu pilgern, um seinen Lieben einen Besuch zu machen. Leider blieb sein Gesuch unberücksichtigt, was er den Eltern in der Schweiz berichtete. Ohne einen Paß zu besitzen, sprach da die Frau zu ihrem verblüfften Manne: „Schorsch, mit dem negesde Ragle gehe mehr nach Feldkirch und Du gehst mit und des sag i Dir und tuesch!“

Die Weiden fuhren ab und erschienen ohne Paß, ohne die Stempel und Photographien, ohne Empfehlung der deutschen und österreichischen Gesandtschaft, also mit ganz leeren Händen, ohne vorher von Pontius bis zu Pilatus gesprungen zu sein, zur hochwürdigsten Poststation. Die Frau erklärte sofort, keine Dokumente zu besitzen, aber einen lieben Sohn, auf den auch sie ein gewisses Anrecht besitze, und sie wollte lieber eingesperrt werden, aber ohne den Sohn begrüßt zu haben, welche sie nicht von der Stelle. „Und des da isch mei Ma, der mitgebe hat misse!“ Füllte sie den gestrenge Herren die stärkere Gehäufte vor. Vor so viel Keckheit erschrak bei den Kontrollbeamten jede Bureautratie und Spionagenfurcht und dem Ehepaar wurde ruhig in Begleitung ihres Sohnes ein freier mehrstündiger Aufenthalt bewilligt. Umgeben von letzteren die Weiden abends in die Schweiz zurück. „Stegsch, Mal Ma ta alles, me me will!“ belehrte die bessere Gehäufte ihren bisziplinierten Herrn und Gebieter.

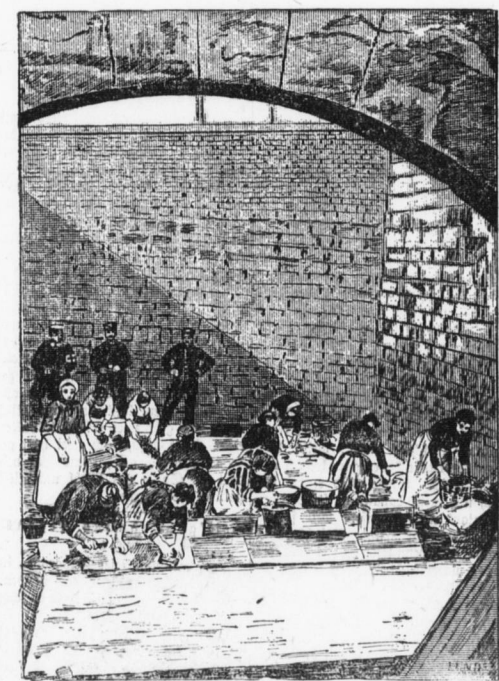
Die deutsch-österreichischen Beziehungen.

Aus einem Vortrage des Reichstagsabgeordneten Friedrich Raumann über mitteleuropäische Schwierigkeiten und Notwendigkeiten haben Berliner Blätter folgende Stelle über die Beziehungen der deutsch-österreichischen Beziehungen hervor: „Das seit 1870 bestehende politische Bündnis enthält nichts über die gemeinschaftliche Anpassung der beiden Armeen. Das und vieles andere haben e., die Kriegsjahre gebracht. Miteinander sind beide Mächte ein weltgeschichtliches Risiko eingegangen, eine gemein-



Deutsches Stabsquartier in tiefgedeckter Stellung.

same Angelegenheit ist ihre materielle und menschliche Mobilmachung. Das bindet zu tief, als daß es jemals wieder zur Trennung führen dürfte. Gemeinsame militärische Abmachungen geben den Wirtschaftsgemeinschaft Sinn und Inhalt. Darum erst Freiheit erschar bei den Kontrollbeamten jede Bureautratie und Spionagenfurcht und dem Ehepaar wurde ruhig in Begleitung ihres Sohnes ein freier mehrstündiger Aufenthalt bewilligt. Umgeben von letzteren die Weiden abends in die Schweiz zurück. „Stegsch, Mal Ma ta alles, me me will!“ belehrte die bessere Gehäufte ihren bisziplinierten Herrn und Gebieter.



Die französische Wafschläche hinter der Front.



Die unheilig: drei Könige: Nikolaus, Georg und Poincare.